



Gratisbeilage zur „Heissenheimer Zeitung“.

## Die Prachtmenschen.

(Fortsetzung.)

Roman von H. Nießsch.

(Nachdruck verboten.)

„Um so besser für ihn und Sie, gnädige Frau.“ Ilse Stimme klang spitz. Der schroffe Ton der Guts herrin hatte sie beleidigt.

Frau Pracht sah das Mädchen erstaunt an, schwieg aber. Sie überlegte, wie sie am besten ein Zusammensein Hans Joachims mit Ilse verhindern könne. Am Tage und im Hause war das nicht schwer, aber abends und im Park, auf den Feldern! Sie konnte Ilse das Ausgehen schließlich nicht verbieten, und Hans Joachim erst recht nicht. Da kam ihr plötzlich ein Einfall: „Es ist bei uns recht unsicher geworden, seitdem der Polack sich in der Umgegend herumtreibt. Erst heute soll er eine Frau ganz in der Nähe überfallen haben. Durch Zufall ist sie nur vor dem Schlimmsten bewahrt geblieben. Ich würde Ihnen raten, abends lieber keine Spaziergänge zu machen, so lange der Strolch nicht eingesperrt ist.“

Frau Pracht ver schwieg wohlweislich, daß der Strolch schon auf dem Wege nach seiner Heimat war und hier niemand mehr gefährlich werden konnte. Die Geschichte war ganz in der Stille erledigt worden, der Herr Pracht gutbekannte Polizei-Inspektor in Königstein schwieg auf Brachts Bitte hin ebenfalls. Daß Ilse im Prachthof nichts von Stranitzkys Abbruch erfahren würde, wußte Frau Pracht, denn es durfte weder von seinem Ueberfall noch von dem Kerl geredet werden. Mochte Ilse sich also vor dem verkommenen Menschen fürchten, das schadete ihr nichts. Es war eine kleine Strafe dafür, daß sie ihren Sohn umgarnt hatte, denn daß Ilse die Verführerin

war, stand bei der Mutter fest. Wagte das Mädchen sich nicht heraus, dann war der Zweck der kleinen List erfüllt, im Hause würde sie schon die Augen offen halten.

„Das ist ja schrecklich, Frau Pracht, kann man den Menschen nicht festnehmen?“

„Sie wissen doch, daß die Gendarmen ihn bisher vergebens gesucht haben. Bei all seiner Dummheit ist er schlau.“

Ilse war trotz ihrer sonstigen Reckheit und Unverfrorenheit feige. Sie zitterte förmlich und sah sich bereits verfolgt.

„Wenn ich das vorher gewußt hätte, wäre ich lieber gar nicht gekommen. Oder wenigstens erst später, wenn der Mensch gefangen ist. Solche Leute sind so hitzig, die schneiden einen schließlich gleich die Kehle durch.“

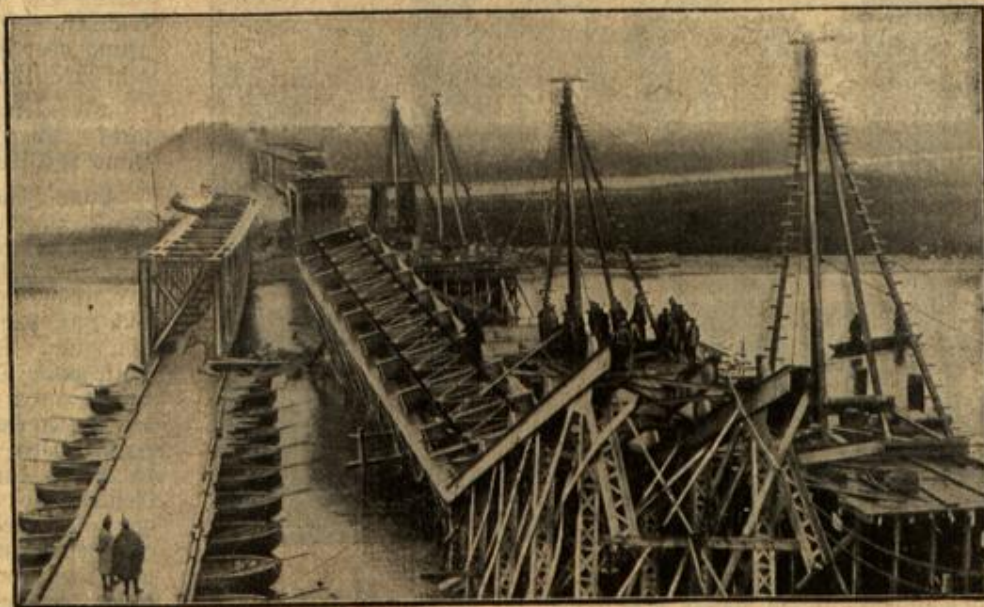
Frau Pracht horchte auf. Vielleicht konnte sie das Mädchen auf diese Weise loswerden. Man mußte es versuchen.

„Wenn Sie so schreckhaft sind, liebe Ilse, ist es vielleicht am besten, Sie fahren nach Haus und kommen erst später wieder. Ich habe es mir überlegt: Wenn meine Nichten kommen, paßt es so wieso mit der Schneiderei nicht recht. Da-

ran dachte ich leider nicht, als ich Ihnen schrieb. Ich lasse Sie nach Königstein fahren, damit Sie sich nicht zu ängstigen brauchen.“

„Es ist vielleicht das beste, gnädige Frau. Ich könnte gleich zu Rektors gehen, die mich für die Aussteuer bereits bestellt haben. Aber Sie nehmen es mir übel?“

„Gewiß nicht Ilse. Es ist auch mir angenehmer so. Ich könnte mich Ihnen gar nicht widmen. Wir wollen gleich zu-



Die gesprengte Eisenbahnbrücke der Linie Kalisch—Warschau.

Die Eisenbahnbrücke über die Warthe, die die Russen bei ihrem eiligen Rückzuge sprengten, wurde von unseren Pionieren bald wieder gebrauchsfähig gemacht. Den einen Brückenbogen sehen wir links in Verbindung mit einer Pontonbrücke als Fußgängerbrücke ausgebaut.

„Zunächst ist es notwendig, die Witterung zu berücksichtigen. Sie essen erst mit uns, und dann fährt Sie Franz oder einer von den Knechten heim.“

Frau Bracht war lange nicht so angeregt und vergnügt gewesen, wie bei diesem Mittagessen. Der Gatte sah sie ganz erstaunt an, so lebhaft hörte er sie selten plaudern. Zumal bei der Tafel, an der es immer ein wenig steif, — Hans Willibald sagte scherzhaft im sächsischen Dialekt „aris-doktrisch“ — zugeht.

Frau Bracht sprach von der Kunstausstellung, die in wenigen Tagen in Dresden eröffnet werden sollte und von deren meisterhaften Arrangement schon mancherlei in die Öffentlichkeit gedrungen war.

„Die Mädchen sind dann bereits hier, Bracht, wir könnten zusammen nach Dresden fahren und der Eröffnung mit beizuwohnen.“

„Das könnten wir machen, Mutter. Abends gehen wir dann in die Oper und hinterher soupieren wir recht schön im Leipziger Garten. Hans Joachim ist doch mit von der Partie?“

„Gerne, Vater. Nur wegen des Opernbefuches möchte ich mir gerne freie Entschliebung vorbehalten.“

„Nanu, Du gehst doch so oft in die Oper? Warum nicht mit uns?“

Hans Joachim spielte verlegen mit seiner Gabel.

„Ich kann nicht jede Oper hören, Vater. Nur deshalb möchte ich um freie Entschliebung bitten.“

„Das kann ich Hans Joachim nachempfinden, Vater,“ kam die Mutter ihrem Liebling zu Hilfe. „Nehmen wir das Kind

blamiert und vor den Leuten? Du bist nicht ganz gescheit, Junge. Wo sind denn die Leute?“

Der Sohn zeigte trotzig auf Ilse Mulack, die scheinbar uninteressiert an ihrem gebadenen Fisch knabberte.



Neue Zeitungen aus der Heimat.

Begierig stürzen sich die Soldaten an den Kampffronten auf die aus der Heimat kommenden Zeitungen. Der anstrengende Nachtdienst läßt ja für die zurückgenommenen Truppen immer noch soviel Zeit übrig, daß sie sich in Ruhe dem Genuß des Lesens hingeben können.

Frau Bracht lächelte amüsiert. „Ach so; Du hast recht, mein Sohn. Verzeihe mir, es soll nicht wieder vorkommen.“

„Goffe ich,“ knurrte Hans Willibald halblaut.

Die Mutter warf ihm einen strafenden Blick zu. Dann fuhr sie sich plötzlich an die Stirne: „Das hätte ich fast vergessen, Bracht, Du mußt Fräulein Mulack nach Tisch nach Königstein fahren lassen.“

„Nanu, wollen Sie schon wieder fort? Sie sind doch eben erst gekommen. Ist's bei uns nicht vornehm genug oder haben Sie Heimweh nach dem Bräutigam?“ scherzte Bracht.

„Fräulein Mulack will schon wieder fort? Aber warum denn?“ fragte Hans Willibald erstaunt.

Hans Joachim schwieg und drehte kleine Brotkügelchen. Der Mutter erschien es, als sei er bei der Nachricht blaß geworden und atmete schwer. Da atmete auch sie tief auf: Es war doch gut, daß das fade, blonde Mädchen ging. Sie sah sich Ilse von der Seite an. Die blonden, glanzlosen Haare waren glatt geschneitelt und an den Seiten tief in die Schläfen gelegt. Frisur Cleo de Merode, die gerade in Mode kam. Leider war Ilses Gesicht für eine solche Haartracht gar nicht geeignet, sie sah wie ein glattgestrichener Kalbskopf aus. Von den Augenbrauen war wenig zu sehen, trotzdem Ilse dem Mangel ein wenig mit dem Stift nachgeholfen hatte. Die Augen waren von wässrigem Blau und lagen ziemlich tief in den Höhlen. Die Nase war gewöhnlich und bog sich nach oben. Man konnte ganz gut in die beiden

Nasenlöcher hineinschauen. Die Lippen waren dünn und blutleer. An beiden Seiten standen zwei große, allerdings blendend weiße Zähne hervor und gaben dem Gesicht etwas Raubtierartiges. Das Gebiß war überhaupt das Schönste an Ilse, die Zähne waren weiß und bis auf die beiden Reißzähne tadellos geformt. Ilse war auch nicht wenig stolz auf dieses Gebiß, das sie gern zeigte. Früher stocherte sie beständig mit einem Feder-



Schnell eine Tasse Tee.

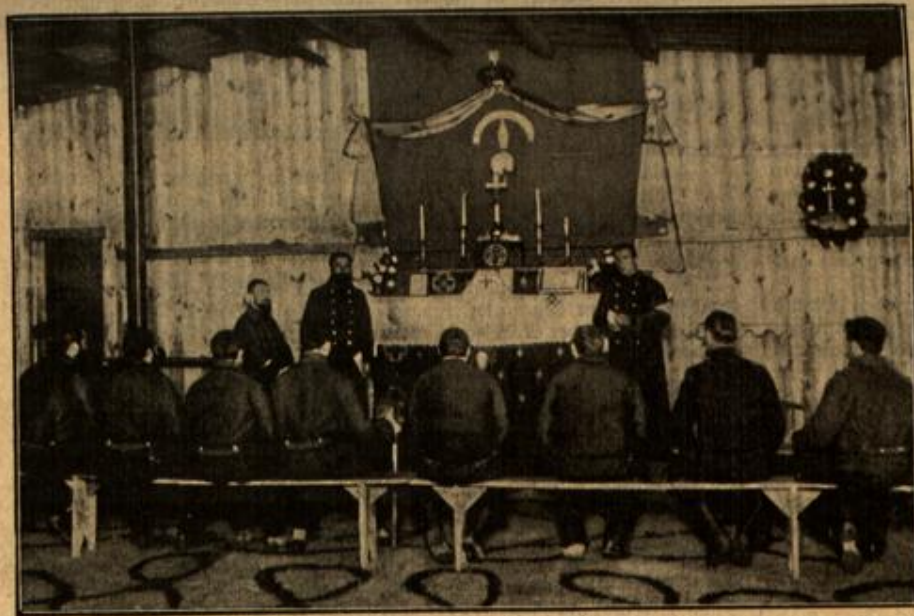
In den Ortschaften in Russisch-Polen hat sich die Bevölkerung sehr schnell an die deutsche Befahrung und Verwaltung gewöhnt und versucht durch Verkauf von Lebensmitteln noch allerhand Werte aus diesen Verhältnissen zu schlagen. Vielmals sind Verkaufstische mit allerhand Sachen vor den Häusern aufgestellt und oft trifft man den russischen Samowar, stets mit heißem Tee gefüllt, so daß jeder vorbeikommende Soldat sich für billiges Geld ein Brötchen und eine Tasse Tee kaufen kann.

auch mit? Wohl nicht. Hans Willi ist wegen Krankheit beurlaubt, da geht es wohl nicht gut!“

„Das Kind bedankt sich, Mutter. Ich werde 19 Jahre, Du scheinst das nicht zu wissen. Wenn Du mich schon blamieren willst, tue es wenigstens nicht vor den Leuten.“

Hans Willibald schwieg beleidigt und sah starr auf seinen Teller.

fiel zwischen den Röhren, bis Frau Bracht ihr dies abgewöhnt hatte. Süßsch war auch Ilse's Figur. Sie war groß und schlank, zwar etwas mager, aber doch nicht so, daß es störend gewirkt hätte. Gar manche dicke Königsteiner Bürgerfrau



Eine russische Kapelle im Jossener Gefangenenlager.  
Andacht russischer Gefangener in einer eigens für sie hergerichteten Kapelle im Jossener Gefangenenlager.

beneidete Ilse Mulack um diese schlanke Figur, die obendrein auch noch den Vorzug hatte, modern zu sein.

Hat er sich in ihre Figur verliebt? fragte Frau Bracht sich selbstquälerisch. Der Brief war wirklich an Hans Joachim gerichtet, sein erschrockenes Schweigen vorhin hatte ihr endgültige Klarheit gebracht. Frau Bracht gedachte des Sohnes einer Jugendfreundin. Der war ein hübscher, kluger, solider Mensch gewesen und hatte sich doch in ein Ladenmädchen verliebt. Das war einige Jahre älter als er, nicht hübsch, nicht nicht einmal anziehend und auch nicht geistvoll und witzig. Er hatte den Dienst quittiert, war mit ihr nach England geflohen und hatte sich dort trauen lassen. Ja, die Liebe spielt seltsam mit den Menschen!

„Fräulein Mulack muß wieder fort, sie ist zu Rektors in Königstein bestellt. Zu uns kommt sie später wieder, wenn der Besuch fort ist. Wie ist es, Bracht, kann Franz Fräulein Mulack nach Königstein fahren?“

„Das ist dumm, Franz muß gleich nach Tisch zu Dettmer hinüber, um ihm seinen Bauplan zurückzubringen. Dettmer hatte ihn mir zur Prüfung gegeben, er wartet schon darauf.“

„Dann kann einer von den Knechten fahren.“

„Die sind heute alle auf dem Feld. Döse hat die schönen Tage jetzt benutzen wollen und läßt wieder Teufelarbeiten. Es ist keine Rake zu Hause. Pferde hätten wir schon, aber keinen Kutscher.“

„Ich kann ja fahren, wenn Fräulein Mulack mit mir als Kutscher zufrieden ist?“ bot Hans Joachim sich höflich an.

„Nein, das geht nicht! Ich bitte Dich, Hans Joachim!“ Frau Bracht rief dies so erregt, daß ihr Ältester ganz erstaunt auf die Mutter blickte.

„So werde ich mich opfern. Ich freue mich sowieso wie ein Kesselflicker darauf, mal wieder Bügel in der Hand zu halten. Wenn Ihr es erlaubt und ich Fräulein Mulack recht bin?“

Hans Willibald sah die Eltern fragend an. Ohne Ueber-

legung rief Frau Bracht hastig: „Ja, Hans Willi, fahre Du. Du könntest vielleicht das Break nehmen, oder noch besser den zweiflügeligen Korbwagen. Nicht wahr, Vater?“

„Können wir den Jungen aber auch fahren lassen? Die Chaussee nach Königstein hinunter ist sehr steil. Es gehört ein geschickter Kutscher dazu. Ich weiß nicht —“

„Vater, Du beleidigst mich. Ich bin die Chaussee schon mehr als ein dutzendmal allein gefahren. Man ist doch kein Kind mehr. Stecht mich doch in einen Kinderwagen und gebt mir eine Rutschflasche.“

Hans Willibalds Stimme klang erbozt und fast weinerlich.

„Ich weiß auch nicht, was Du hast, Vater.“ Frau Bracht sah den Gatten bedeutungsvoll an, dann schielte sie zu Hans Joachim hinüber.

Bracht las deutlich in ihren Augen: Was bist Du doch für ein Schafskopf! Möchtest Du Deinen Jungen und das Mädchen mit Gewalt zusammenfuppeln? Bequemer könntest Du es ihnen allerdings nicht machen, als wenn Du sie die eineinhalb Stunden allein nach Königstein fahren läßt. Bracht hatte verstanden.

„Entschuldige, Hans Willi, wenn ich Dich beleidigt habe. Ich setze in Deine Kutscherereigenschaften kein Mißtrauen. Fahre denn in Gottes Namen los. Nimm Herkules vor den Korbwagen, der geht am sichersten.“

Nachdem man auf der Terrasse noch den Kaffee eingenommen hatte, fuhr Hans Willibald mit Ilse Mulack fort. Der Korbwagen war nur schmal, sie saßen eng zusammen. Der jugendliche Kutscher knallte lustig mit der Peitsche: „Vorwärts, Herkules. Mache Deinem Kutscher keine Schand!“

Er senkte elegant den Peitschenstiel zum Gruß und fuhr bald darauf im tadellosen Bogen durch die hohe Eingangspforte. Als sie zehn Minuten gefahren waren und man weder das



Verschiedene Typen von Gefangenen im Jossener Gefangenenlager.  
Auf unserem Bilde sehen wir in einer Aufnahme vereint, Russen, Franzosen, Quaben, Senegaleser und Belgier, wie sich solche zu tausenden im Jossener Lager befinden.

Gut sehen, noch vom Herrenhaus aus gesehen werden konnte, steckte Hans Willibald plötzlich die Peitsche in den Lederpflock, wickelte die Bügel um den Arm und küßte Ilse auf den Mund. Das Mädchen ließ es sich ruhig gefallen.

„Warum gehst Du so plötzlich wieder fort, Ilse? Ich hatte mich so sehr auf Dich gestreut. Als ich Deinen postlagernden Brief bekam, war ich ganz toll vor Freude. Ich bin in den Garten gejagt und auf einen Apfelbaum gestiegen. Was ich da wollte, weiß ich nicht, aber ich mußte etwas unternehmen. Dein Brief ging dabei leider zum Teufel.“

(Fortsetzung folgt.)

In einem der weißgetünchten Häuschen des französischen Grenzortes Senones war der Brigadeführer mit seinen Offizieren versammelt. Auf dem flohigen Bauernisch vor ihnen lag die deutsche Generalstabkarte, mit deren Hilfe der General die nächsten Operationen erklärte.

„Sie haben gehört, meine Herren, der Herr Divisionär wünscht noch heute die Räumung der Höhe 818 vom Feind. Das nordwärts liegende Regiment hat solchen Befehl erhalten, mit seinem ersten Bataillon vor Moussy vorzugehen, wir werden den Vorstoß von La Petite Raon und Senones aus versuchen. Ob die Artillerie in Aktion treten kann, ist bei dem schwierigen Gelände fraglich. Die Hauptarbeit wird wohl auf uns kommen. Nun ordnen Sie, bitte, das weitere an.“

Eine Viertelstunde später rückten die ersten Kompagnien aus ihren Alarmquartieren ab.

Die schwarzblauen Vogesenberge standen im lodernen Brand der Septembersonne. Das Tal zwischen den Höhen zog sich wie ein glühendes Silberband in das Tannengrün hinein. In den Bauerngärten zur Rechten und Linken der Straßen blühten die letzten Äpfel in weißen, roten und gelben Farben. Die meisten Bewohner waren landeinwärts geflüchtet. Nur wenige kümmerliche Frauen und schwarzhaarige Kinder schauten unter den runden Toren der alten Häuser verängstigt auf die Feldgrauen, die still und energisch gegen die bewaldeten Höhen rückten.

Die zweite Kompagnie unter Hauptmann F. . . . hatte die ersten Tannen erreicht und trat nun, nach allen Seiten gesichert, in den wohligen Schatten ein.

Sechs Wochen schon ging es hier an der Westmark des Reichs im Kreis herum. Bei Martlich und Saales, bei Krobencheres und St. Die war erbittert gekämpft worden. Den Feind hatte man allenthalben westwärts gedrängt, von großen entscheidenden Siegen konnte in dem bewaldeten Bergland jedoch keine Rede sein.

„Was haben wir viel, wenn wir 818 besetzen“, wandte der Hauptmann sich an den neben ihm schreitenden Oberleutnant G. . . . „Am nächsten Tage sitzen die Burschen auf irgend einer andern Kuppe und schießen die besten Leute uns weg. Der Satan hole den Buschrieg samt allen Franzosen . . .“

Eine Patrouille trat an den Nebenden heran: „Melde gehorsamst, achthundert Meter von hier ist ein feindlicher Posten bemerkt worden. Die Gegend um Haut Jaudon scheint von den Franzosen besetzt zu sein . . .“

Der Kompagnieführer gab sofort die erforderlichen Befehle. Die auf dem steilen Karrenweg bis dahin ziemlich geschlossen vorgehende Abteilung trat auseinander und verteilte sich in einzelnen Zügen rechts und links von dem Pfad. Die Gewehre wurden schußbereit entschert. Alles ging schnell und vorchriftsmäßig, wie auf dem Egerzierplatz zu.

Nach etwa vierhundert Metern kräftigen Steigens fuhr plötzlich ein sirender Ton über die Köpfe der aufgelösten Kolonne hin. Der erste Schuß! Woher kam er? Wo war der Feind?

„In Deckung vorwärts, marsch, marsch!“

Die Mannschaft begann in fieberhafter Erwartung zu klettern. Jetzt wurde es ernst! Der Feind war in unmittelbarer Nähe und suchte den Vormarsch gegen 818, wo nach den Angaben der Division das Gros lag, zu sperren.

Schon war man nahe dem Punkt 746 der Karte, bei dem man mit dem von Moussy anrückendem Bataillon zusammentreffen sollte, da begann es mit einem Male aus allen Ecken und Winkeln zu feuern. Die Kugeln prasselten wie Hagelkörner in die vorwärtsdrängende Kompagnie. Von allen Seiten pfiß es und klatschte es. Sogar aus den Baumkronen kam der Regenschauer in klirrenden Massen herab.

Französische Infanterie und die gewandten Chasseurs Alpins hatten, wie immer in diesem tödlichen Gebirgskampf, den Gegner herankommen lassen und überschütteten ihn nun aus guter Deckung mit ihrem berücktesten Rasal. Besonders den Chasseurs glückte mancher vorzügliche Treffer. Hoch oben in den Wipfeln der Fichten und Buchen saßen sie festgeschmalt und sandten aus ihrem grünen Versteck Kugel um Kugel unter die Deutschen.

Schon färbte der moosige Waldboden sich mit dem Blut der ersten Verwundeten und Toten.

Gleichwohl hielt die Kompagnie stand. Unter dem belebenden Ruf der Offiziere stürmte sie vorwärts. Mit aufgeschlungenem Bajonett, auf den Lippen das dröhnende Hurra, trieb sie den Feind vor sich her, der nun, erschreckt durch die Wucht des Gegenangriffs, nach allen Richtungen zerfloß.

Hauptmann F. . . . sammelte bei Punkt 746 seine Leute. Der jähe Ueberfall hatte sichtbare Lücken in die Reihen gerissen. Die Sanitätsmannschaft, die nun wohl auch auf dem Weg ins Kampfgebiet war, würde Arbeit genug haben. Drei Leutnants fehlten. Auch Oberleutnant G. . . . hatte einen Streifschuß am Handgelenk erhalten, der ihn jedoch nicht kampfunfähig machte. . . .

Die Sonne war über den Mittag hinaus, als die Kompagnie mit dem Bataillon des Schwesterregiments zusammentraf.

Major und Kompagnieführer verteilten die Arbeit.

Ein Frontangriff allein auf die freiliegende Höhe 818 würde den erhofften Erfolg nicht haben. Besonders dann nicht, wenn der

Gegner den Sturm mit Geschützfeuer abwehrte. Oberleutnant G. . . . erhielt den Befehl, in scharfer Rückwärts-Schwenkung gegen das Forsthaus Des Coichot vorzugehen und den Feind, wenn möglich, von hinten zu fassen. Die gelichteten Züge der Kompagnie wurden aus dem Bataillonsbestand ergänzt.

Major von B. . . . übernahm mit drei Kompagnien den Frontangriff.

Hauptmann F. . . . suchte von Fery her den linken feindlichen Flügel aus seiner Stellung zu drängen.

In breitgezogenen Linien schwärmten die Truppen auseinander. Das Feldgrau der Uniformen bot vortrefflichen Schutz. Die Leute verschwanden zwischen den Ginstersträuchern und Buchenheden wie graue Schatten, die mit unbewaffnetem Auge kaum zu erkennen waren.

Schon war es Spätnachmittag. Die Spitzen der Tannen im Forêt de Gelles begannen sich purpurrot zu färben. Da und dort stieg ein wehender Nebelschleier aus den tief unten liegenden Tälern zu den Höhen herauf.

Die Kompagnien des Majors von . . . hatten in breitem Angriff sich gegen 818 vorgearbeitet, als plötzlich ein langer, heulender Ton die Luft durchschneit und in einem heftigen Krachen erstarb. Nun folgte Schlag auf Schlag. An allen Kuppen dröhnte und donnerte es hin. Aus allen Tälern schien das Geheul emporzukommen und an den Tannenwänden sich fortzupflanzen. Immer heftiger, immer wütender wurde das Gebrüll.

Der Feind hatte den Anmarsch entdeckt und warf in rasendem Feuer Granaten und Schrapnells auf die todesmutig Vorwärtsstürmenden hinab. Der Boden zwischen den Kämpfenden wurde von den Geschossen zerwühlt. Erde und Gras wirbelte auf. Entwurzelte Ginsterbüsche flogen wie Kinderspielbälle umher.

Hinauf ging es im Sturm.

Nun setzte das Gewehrfeuer aus den Schützengraben am Bergscheitel ein, und dazwischen schnatterte das Tack-Tack-Tack der Maschinengewehre in stöhnenden Rhythmen.

Die Reihen der Deutschen lichteten sich merklich. Die oben in den gesicherten Gräben hatten es gut. Die warfen ihr Blei auf die freien Stellen, auf die atemlos Stürmenden und saßen selbst in ihren Verstecken wie wilde Vögel in ihren Nestern.

Zweimal, dreimal mußten die Kompagnien zurück.

Wenn nicht bald Hilfe kam, gleichviel woher, war der verlustreiche Tag vergeblich!

Major von . . . erwog, ob er zum viertenmal den Befehl zum Stürmen geben sollte. Bei Gott, es war nicht einfach, die braven Leute, die sich so wader schlugen, in den Geschloßhagel zu treiben. Und wenn schon, würden die neuen Opfer noch einen Sinn haben?

Mit einem Male riß ein andersgearteter Donner ihn aus seinen Gedanken. Ein neuer Ton erklang in der wilden Kriegssymphonie, ein brausendes Dröhnen, das wie ein Ungewitter sich gegen die feindlichen Batterien dort oben wälzte.

Die deutschen Geschütze waren in Stellung gekommen und schossen ihre Granaten mit wundervoller Sicherheit auf den Berg. Zu gleicher Zeit geschah etwas anderes. Es war zunächst ein plötzliches Stoden des feindlichen Gewehrfeuers. Dann folgte ein jähes Erheben aus den Gräben, und schließlich ein wildes, verzweifelter Fliehen. In roten und blauen Farben türmte es aus dem Boden heraus, stürzte hinweg über das Stüdchen Lichtung im Rücken und taumelte hinein in den schon nachtdunklen Wald.

Gottlob! Der Hauptmann B. . . . atmete auf. Die Pflanzenbewegungen der Deutschen waren im letzten Augenblick gegliedert. Von rechts her stürmten die Leutnants F. . . ., von links herauf drang die Kompagnie unter Hauptmann G. . . . und stürzte dem fliehenden Feind entgegen.

Nun gab es dort kein Halten mehr. Unter dem Feuer der Deutschen brach die ganze französische Stellung zusammen. Ein letztes verzweifelter Aufatmen an den Geschützen konnte die Niederlage nicht aufhalten.

Die Höhe 818 war deutsch! Wie Siegesfanfaren bliesen die Hörner zum Sammeln. — — — — —

Am Abend traf Hauptmann B. . . . bei den eroberten Batterien mit seinen Offizieren zusammen. Mancher von ihnen wurde vermisst, darunter auch Leutnant G. . . . Sie fanden ihn mit durchgeschossener Brust bei der Lafette des letzten Geschützes. Daneben lagen fünf junge Krieger, alle so still und stumm wie ihr tapferer Führer.

Bei den Fichten bereitete man ihnen den letzten Ruheplatz. Das Grab erhielt ein einfaches Kreuz aus den Splintern einer zusammengebrochenen Tanne. Obenauf legte man einen Helm, ein paar verblühten Bergblumen schmückten den Stamm.

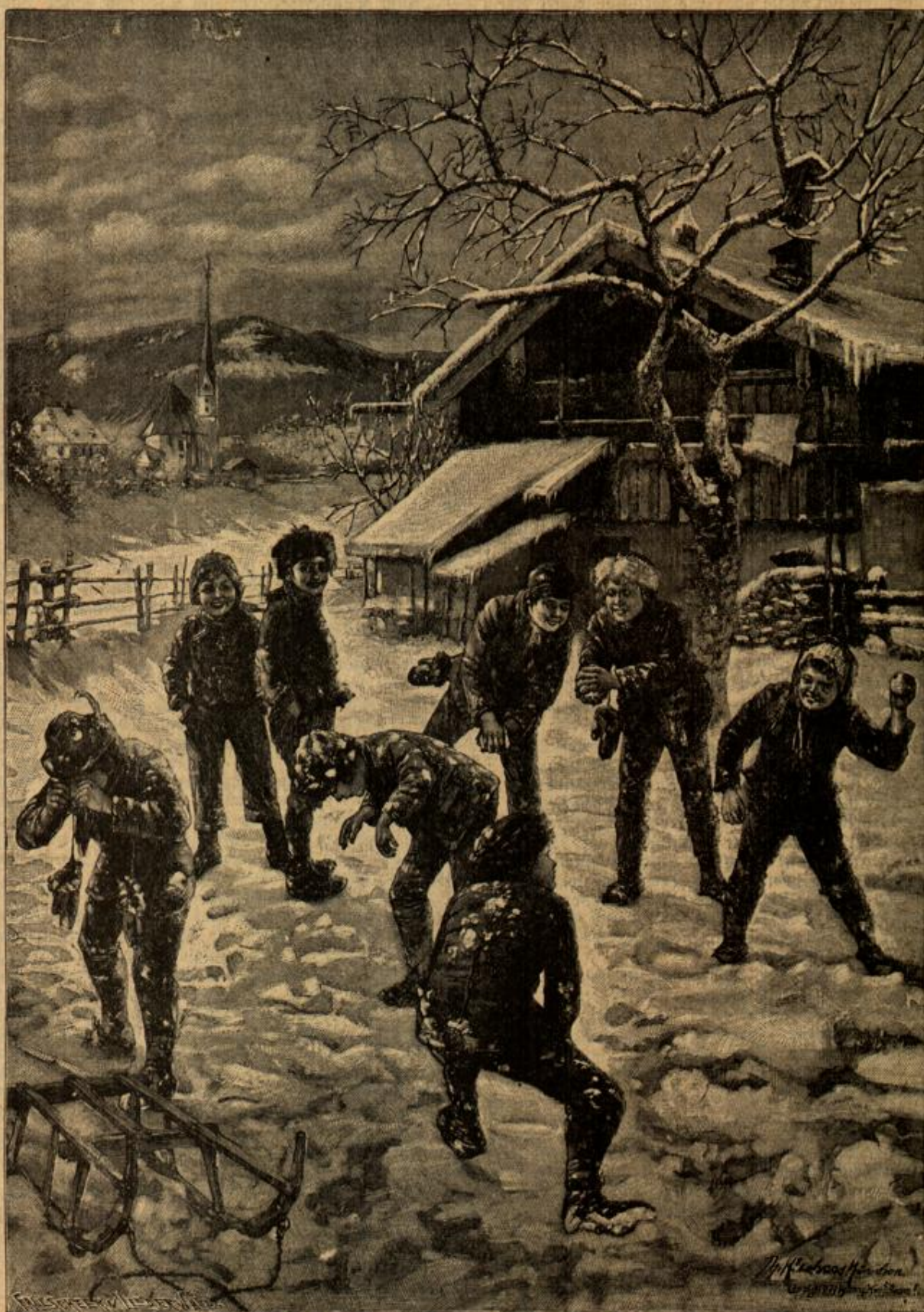
Als die ernste Arbeit beendet war, ging voll und groß der Mond über dem Bergwald auf. Sein klares Licht verdunkelte die kleinen Laternen der Sanitätsmannschaften, die auf den Hängen und zwischen den Bäumen die Toten und Schwerverwundeten des Kampftages suchten.

Oben auf der Höhe aber flammten die Wirtshäuser auf. Eines neben dem andern. Und dazwischen lag die todmüde Schar, in Feindesland und doch so nahe der Heimat, der sie auch heute ihr Bestes gegeben hatte. . . .

gebiet  
visione  
40 000  
gestell  
sonstige  
steigt i

Schw  
mehrf  
gestell  
von un  
kann i  
Suche

D  
Bestim  
naß, d  
schen i  
unvoll  
genom  
in wass  
Anwese  
Julian  
in mi  
allen  
trigere  
Feind  
Züder  
Babys  
werpe  
reichte  
Babre  
durch  
Jugend  
Jergon  
Festun  
wir n  
trüge  
gegen  
and t  
Gänse  
Brand  
neues  
war o  
worde  
Stand  
Peter



Gewonnene Schlacht. Nach dem Gemälde von Th. Kleehaas.

## Spielschulden.

Erzählung von Franz Otto Weder.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Er stand auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken verschränkt und die Stirn in tiefe Falten gezogen.

Ganz verstört sah ihn Luise an. Sie verstand seinen verzweifeltsten Unmut nicht und wollte auch in ihrer gesunden frischen Lebensauffassung von all dem nichts wissen, was er da vorgebracht hatte.

Sie trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Aber Schatz, wie kommst Du denn auf solche Gedanken? Davon hast Du ja niemals etwas zu mir gesagt, jetzt plötzlich regst Du Dich damit auf. Gelt, das ist nicht so schlimm, wie Du es gesagt hast? Wir werden schon zufrieden und glücklich werden auch in bescheidenen Verhältnissen.“

„Ja, Kind,“ sagte er traurig, „wenn wir in einem anderen Stand lebten, könnten wir ein schönes, friedliches Dasein führen und ganz unserer Liebe leben, und darin einen Ersatz finden für die fehlenden Glücksgüter, die wir nun einmal nicht haben sollen. Aber wir können es nicht, wir dürfen es nicht, wir müssen eine kostspielige Geselligkeit mitmachen, die uns in Schulden stürzen wird. Ich sehe unseren Ruin fast vor Augen. Und im Ende wird man, weil man seine vornehmen Pflichten erfüllt und sich finanziell ruiniert hat, noch höflich hinauskomplimentiert, weil Schuldenmachen nicht erlaubt ist. Verstehst Du diese Logik?“

Luise fasste seine Hände und sah ihm ins Gesicht.

„Schatz, verlasse Dich auf mich, ich will Dir Dein Haus schon ordentlich führen und sparen — das bin ich ja gewohnt!“

Friedrich lachte abermals bitter.

„Ja, sparen! Wo man das Geld auf der anderen Seite wieder mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen muß! Es soll freilich eine Offiziersfamilie gegeben haben, die täglich von Kaffee und Kartoffeln lebte, und an den Winterabenden früh ins Bett ging, um Feuer und Licht zu sparen. Dafür gaben sie dann alljährlich ihre Gesellschaft und das Sattessen besorgten sie, wenn sie selber zum Essen eingeladen waren. Wollen wir es auch so machen?“

Einer Fortsetzung der Unterhaltung machte die Klingel im Flur ein Ende. Sie hörten, wie die Mutter zur Türe ging und öffnete und erfreut einen Besucher begrüßte. Gleich darauf trat sie mit dem Gast ins Zimmer. Es war der alte Major Benno von Rottmann.

Der pensionierte Offizier war eine stramme martialische Erscheinung mit einem frischen roten Gesicht und hellen scharfen Augen, unter denen sich ein struppiger Schnauzbari sträubte. Nur der leidige Rheumatismus, den er sich im Feldzug geholt hatte, nahm seiner Gestalt etwas von seiner Furchbarkeit.

„Morgen, Kinder!“ begrüßte er das Brautpaar fortdial. „Nicht eifersüchtig werden!“ schnauzte er den Leutnant an und gab seiner jungen hübschen Nichte einen zärtlichen verwandtschaftlichen Kuß auf die Wange, der gewöhnlich dort einen roten Fleck zurückließ, weil der Schnauzbari merklich itach.

Dann setzte er sich auf das Sofa nieder, was sonst das Privilegium der Brautleute war.

„Na, wie geht's?“ fragte er. „Ihr seht ja so vertattert aus, als wäre Euch der Salat verhängelt.“

Es war seinem scharfen Blick nicht entgangen, daß die beiden jungen Leute verstimmt waren, und er dachte zuerst daran, daß sie eine Differenz gehabt hätten.

„Habt Ihr Euch gekannt? Das gibt's nicht! Gebt Euch 'mal schnell einen Versöhnungskuß!“

Luise verneinte sogleich.

„Was ist denn los?“

Der Leutnant trat zu dem Onkel hin und gab ihm Aufschluß über seine trübe Stimmung.

„Ich habe mir einmal überlegt, daß wir eigentlich einer recht verzweifeltsten Zukunft entgegengehen, und Luise darauf vorbereitet.“

„So? Das ist ja recht nett!“ weiterte der Alte. „Nächst dem Mädel den Kopf schwer, daß es noch ehelichen wird! Das geschähe Dir übrigens noch ganz recht! Du verdienst solch ein Prachtferken gar nicht.“

Und wieder besänftigt klopfte er seiner Nichte freundlich die Wange.

„Uebrigens ist es die vollendetste Geschmacklosigkeit und Unverschämtheit, lieber Friedrich, von einer verzweifeltsten Zukunft zu sprechen, wenn man solch ein liebes Ding zur Frau kriegt. Also was hast Du denn eigentlich? Jetzt einmal heraus mit der Sprache!“

„Was ich habe? Nichts! Nämlich kein Geld! Das ist die ganze Geschichte.“

Der Major wurde rot vor Zorn.

„Zum Donnerwetter! Ich will das ewige Lamentieren nicht hören! Du brauchst kein Geld zum Glückseligkeit! Tue Du Deinen Dienst, wie sich's gehört, und Luise erfüllt ihre Hausfrauenpflichten, und da sollte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn Ihr nicht Euer Leben richtig ausfüllt und an ein ordentliches Ziel kommt!“

Luise warf ein: „Das meinte ich ja auch, Onkel, und habe es Friedrich vorgehalten, aber er glaubt es mir ja nicht.“

Da seufzte Friedrich leise.

„Ihr wißt ja beide nichts, von den Verhältnissen, in denen ich lebe, und von den Anschauungen meiner Umgebung. Ich wollte, ich wäre Offizier geworden zu Onkels Zeit, dann hätte ich es zu etwas gebracht, und hätte meine Freude an meinem Beruf und Stand haben dürfen. Aber jetzt —“

Der Onkel ging ein paarmal im Zimmer herum, dann blieb er vor dem Kasten stehen.

„Höre 'mal, ich weiß ja, daß heutzutage so viel mehr auf Oberflächlichkeit und Neugierlichkeit gegeben wird, aber unser höchster Kriegsherr will das gar nicht. Du solltest doch gerade einmal Deinen Kameraden ein Beispiel geben, von alter echter Soldatentugend, die nur die Pflichttreue kennt. Zeige ihnen einmal, daß man auch ohne zu schlemmen und zu prassen, ohne sich jeden Tag zu amüsieren und ohne die elegantesten Kleider und ohne noble Passionen, ohne Spielen und Wettrennen und was das alles für ein Teufelszeug ist, leben kann. Mach' Deine häuslichen Arbeiten ordentlich, daß Du in den Generalstab kommst, dann kannst Du nachher auf Deine Kameraden herabsehen, die es zu nichts bringen.“

Eine Zeitlang sprachen sie noch weiter über das Thema, bis Friedrich aufbrechen mußte, um zum Dienst zu gehen.

Heute nahmen Friedrich und Luise in gedrückter Stimmung voneinander Abschied; auf des Mädchens ungetriebenes Glück war ein Schatten gefallen, in seine heitere Seele war der erste Zweifel geschlichen.

Der Major ging mit dem Leutnant fort, um ihm noch einmal den Kopf zurecht zu setzen.

Unterwegs sagte er: „Nur nicht den Kopf verlieren! Es geht alles schon gut. Ich gebe Euch ja die Kaution, und dann heißt's eben Sparen und an sich erziehen und den falschen Hochmut austreiben. Und Euren Kindern schadet es auch nichts, wenn sie einfach erzogen werden, dann sind sie nicht verwöhnt, wie die reichen, sondern abgehärtet gegen des Lebens Stürme und können ihnen weit besser standhalten. Du sollst sehen, das gibt ein ganz anderes Geschlecht als die Wacklappen von heute. Also Kopf hoch und die fünf Sinne zusammen genommen, dann geht es schon.“

„Ja, wenn nur der neue Oberst nicht wäre!“ versetzte Friedrich erregt. „Der alte war ein einfach bescheidener Herr, der aus Deiner Zeit stammte. Aber der neue ist ein enorm reicher Mann, der persönlich sehr selbstbewußt auftritt und von seinen Offizieren verlangt, daß sie nach außen stets den Glanz ihres Standes zeigen. Da ist es unmöglich, einen minderwertigen Wein zu trinken, oder sich mit sonst was einfachem und billigem zu begnügen — und das Geld geht flöten.“

„Da soll doch das Wetter dreinschlagen!“ polterte erregt der Major. „Wenn der Mensch allein sein Geld vertun will, hab' ich nichts dagegen, aber daß er die jungen Offiziere auch dazu veranlaßt, anstatt sie zur Sparsamkeit zu erziehen — ach nein, das glaube ich nicht.“

„Es ist aber so. — Wenn ich versetzt würde in eine kleinere Garnison —“

„Ach was, ein Soldat hält auf seinem Posten aus, auf den er gestellt ist!“

Sie waren in der Nähe der Kaserne angelangt und trennten sich.

Rottmann ging zum Dienst.

4.

Im Offizierskasino ging es heute abend hoch her. Man feierte ein Liebesmahl zu Ehren eines scheidenden Kameraden, der Regimentskommandeur geworden war, und dem Wunsche des neuen Obersten, des Grafen Rüdenau, entsprechend, verließ das Liebesmahl in einem viel glänzenderen Rahmen als die früheren. Der Sekt und die schweren Weine flossen in Strömen, die Speisen waren außerlesene teure Delikatessen und

als geraucht wurde, durften, da Graf Rudenau eine sehr empfindliche Nase hatte, nur die feinsten türkischen Zigaretten und echte Importen ihren Duft zur Decke des Saales emporsteigen lassen.

Es war spät, als der Oberst aufbrach, und damit das Ge-  
lage sein Ende fand. Mit schwerem Kopf und unsicheren  
Schritten gingen Arthur Breidert und Friedrich von Rottmann  
zum Portal des Kasinos hinaus auf die Straße. Die kühle  
Nachtluft, die ihnen entgegenwehte, tat ihnen sehr wohl und  
regte die gesunkenen Lebensgeister wieder ein wenig an.

Das erste, was Rottmann sprach, war die Klage: „Wobon  
soll man denn das wieder bezahlen? Es ist ja unerhört, wie  
das Geld verpufft wird. Woher soll ich's nur nehmen?“

Sein Vetter bedeutete ihm durch einen leisen Stoß, daß er  
schweigen solle, denn eben kamen ein paar Kameraden hinter  
ihnen her.

Der eine von diesen, ein sehr hellblonder und sehr gut-  
mütig aussehender Herr, der junge Freiherr von Saltern, rief  
den beiden Vettern zu: „Kommen Sie mit?“

Ärgerlich wehrte Friedrich von Rottmann ab.

„Ach was, ich habe genug im Dach. Ich will jetzt meine  
Ruhe.“

Freiherr von Saltern lachte.

„Sie können jetzt doch nicht schlafen, lieber Kamerad. Wir  
machen noch einen kleinen Gang durch die Nachtluft, dann gehen  
wir zu unserem Englishman. Mister Hobbing hat uns einge-  
laden, heute abend ins „Kontinental“ zu kommen. Wir wollen  
ein Spielchen machen. Mister James will einmal wieder seinen  
Geldbeutel erleichtern.“

„Ich spiele nicht“, erwiderte Breidert.

„Sie empfinden Gewissensbisse, dem Sohne Albions sein  
Geld abzunehmen?“ lachte von Saltern.

In Friedrichs Hirn war ein Gedanke aufgestiegen, der  
mit unwiderstehlicher Gewalt ihn festhielt: da hatte der Eng-  
länder das viele Geld zu verlieren und er mußte darben.  
Wenn er nun einmal mit James Hobbing spielte? Wenn er  
nur wenigstens so viel Geld gewann, um die enormen Kosten  
des Liebesmahles zu bezahlen!

Und der Gedanke krallte sich bei ihm fest.

Es bedurfte gar nicht mehr vieler Ueberredung seitens des  
Freiherrn und er folgte von Saltern. Auch Breidert ging mit,  
ihm war es gleichgültig, wohin man ging, wenn er nur noch  
ein wenig durch die kühle Luft kam.

Nach einer Weile standen sie vor dem Hotel „Kontinental“.  
Eine elektrische Bogenlampe warf ihren hellen Lichtschein auf  
die dunkle Straße. Der verschlafene Portier öffnete die Türe  
und die Herren traten ein.

„Gehst Du denn mit?“ fragte Arthur seinen Vetter, den er  
am Ärmel faßte.

„Ja!“ antwortete dieser ungeduldig. „Komm nur auch!“

„Na, ich kann mir ja einmal den Betrieb ansehen“, meinte  
Breidert und folgte den Voranschreitenden.

Der Portier, der offenbar Bescheid wußte, führte die Herren  
zum Lift. Sie nahmen sämtlich auf den Polstern der kleinen  
Kabine Platz, der Portier schloß die Türe und mit saufender  
Geschwindigkeit stieg der Aufzug empor. Als er hielt, öffnete  
ein Kellner die Türe und die Offiziere stiegen aus. Ueber  
einen langen Gang geleitete sie der Kellner, dann durch ein  
paar Zimmer, und er machte endlich Halt vor einer verschlosse-  
nen gepolsterten Doppeltüre. Hier drückte er auf den Knopf  
einer elektrischen Schelle und nach einer kurzen Weile öffnete  
sich die Türe automatisch. Wieder ging es durch ein leeres  
Zimmer, dann endlich zeigte sich vor den Blicken der Herren  
ein kleiner Saal, dessen Fenster mit schweren Vorhängen ver-  
hängt waren.

Eine warme Luft, vermischt mit Tabakrauch und Wein-  
dunst schlug den Eintretenden entgegen und legte sich schwer  
auf ihre Köpfe. Breidert und Rottmann fühlten sofort beim  
Eintritt, wie die Wirkungen des bei dem Liebesmahl genoß-  
enen Alkohols, die sich in der kühlen Luft verflüchtigt zu haben  
schienen, wiederkehrten und ihnen von neuem die Sinne trübten.

Mister James Hobbing im eleganten Gesellschaftsanzug  
trat ihnen entgegen, und hieß sie willkommen. Er drückte allen  
die Hand, und machte dann die Anwesenden miteinander be-  
kannt. Es waren fast nur Herren im Gehrock oder Smoking,  
nur wenige Uniformen waren unter den Gästen. Jetzt nach  
dem Erscheinen der drei Ankömmlinge war jedoch das mili-  
tärliche Element in der Uebersahl.

In dem Saal herrschte eine große Unordnung, Tische und  
Stühle waren verschoben, Weinkühler und geleerte Flaschen  
standen auf dem Boden und auf den Tischen lagen glimmende  
Zigarrenreste und standen halb volle Gläser.

An den einzelnen Tischen wurde gespielt; es lagen Karten  
darauf.

Die Gesellschaft ließ sich durch den Eintritt der neuen  
Gäste nicht stören, die einzelnen Spielflubs traten wieder an  
ihre Tische und fuhren mit ihrer Beschäftigung fort.

Die Neuangekommenen ließen sich gleichfalls an einem  
Tische nieder und wurden vom Kellner nach ihren Befehlen  
gefragt.

„Schon wieder trinken!“ mochten sie denken, aber man  
mußte etwas bestellen.

Vorläufig tranken Breidert und Rottmann aber noch nichts,  
sondern beobachteten die Gesellschaft. Mister James Hobbing  
ging als Hausherr am Saale herum und plauderte mit den  
einzelnen Gruppen, bald machte er ein Spielchen mit. In dem  
hellen Licht des Saales blühte sein Monokel, und sein glattes  
Gesicht erschien noch ausdrucksloser als bei Tage.

Bald brachen ein paar der Gäste auf und verabschiedeten  
sich von ihrem Wirt, der sie zur äußeren Tür geleitete. Andere  
folgten und schließlich waren nur noch die zuletzt gekommenen  
Offiziere allein im Saale.

„Mister Hobbing, Sie lassen sich ja heute gar nicht sehen“,  
rief von Saltern und eilte dem Engländer entgegen; er faßte  
ihn unter dem Arm und führte ihn zu dem Tisch, wo die anderen  
sahen.

„I beg your pardon“, versetzte der Angeredete. „Ich  
war zu viel in Anspruch genommen.“

„Machen wir ein Spielchen?“ schlug Freiherr von Sal-  
tern vor. — Der andere nickte.

„Wer von den Herren spielt mit?“

Da zog Friedrich von Rottmann den Freiherrn zu sich  
heran.

„Kamerad, pumpen Sie mir ein paar Kröten — ich bin  
augenblicklich schlecht bei Kasse!“

Der Freiherr lachte: „Na, selbstredend!“

Rottmann wußte nicht recht, wie ihm war. Was er noch  
nie getan hatte, von einem anderen Geld zu leihen, hatte er sich  
jetzt nicht getraut und er fühlte ein paar Goldstücke in seiner  
Tasche. Sogleich stieg ein bitteres Gefühl in ihm auf: der  
Saltern hatte das Geld auch nur so zum Wegwerfen.

Mister Hobbing füllte den Herren die Gläser, trank ihnen  
zu und bestellte neuen Wein.

Dann setzte er sich mit Saltern und Rottmann zu einem  
Spiel zusammen. Der Einsatz war zwanzig Mark.

Breidert schaute zu. Das Spiel nahm seinen Gang.

Zuerst verlor Mister Hobbing an seine beiden Genossen,  
dann gewann er seinen Verlust von dem Freiherrn wieder zu-  
rück. Nun verlor dieser unaufhörlich, während der Engländer  
gegen Friedrich von Rottmann verlor, und dieser strich ein  
Goldstück nach dem anderen ein. Seine Augen glühten wie im  
Fieber und seine Hände umkrallten fest den goldenen Gewinn.

Dann machte man eine Pause.

Der Freiherr war um ein paar hundert Mark leichter ge-  
worden. Friedrich zahlte ihm sofort das Spieldarlehen zurück.

„Lust Du nicht mit?“ fragte er seinen Vetter mit heiserer  
Stimme, als ein neues Spiel beginnen sollte.

„Wenn ich gewinne, ja!“ lachte Breidert und er ließ sich  
überreden, am Spieltische Platz zu nehmen.

Wieder nötigte Mister Hobbing die Herren zum Trinken.  
Dann mischte er die Karten.

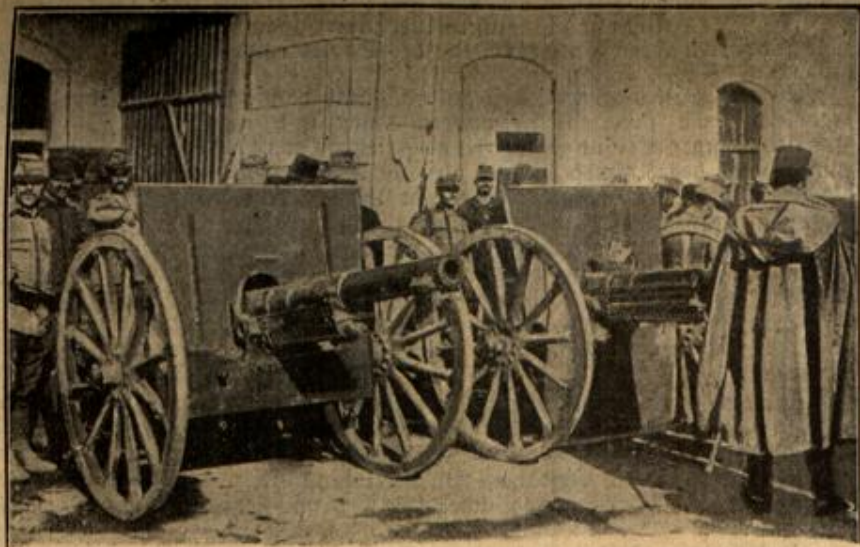
Breidert gewann gleichfalls, auch seinem Vetter war wie-  
derum das Glück hold und der Engländer zog ein langes Ge-  
sicht. Jetzt hatte jeder der beiden Vettern ein paar Hundert  
Mark in der Tasche.

„Meine Herren, das ist ja eine Kinderei!“ rief plötzlich  
der Freiherr. „Das ist ja gerade wie ein Pfennigstakt. Die  
Einsätze müssen jedesmal verdoppelt werden.“

Nun ging das Spiel weiter. Es wurde fleißig gezecht  
zwischen durch und immer mehr schwand den Spielern das Be-  
wußtsein der Verantwortlichkeit für ihr Tun. Die Gewinne  
Breiderts und Rottmanns gingen schon in die Tausende. Der  
Freiherr war entsetzlich aufgeregter über seine Verluste, warf  
die Weingläser um, daß ihr Inhalt sich über den Tisch ergoß,  
und zerbrach einen porzellanenen Aschenteller.

Mit einem letzten Rest von Besinnung wollte Breidert auf-  
brechen. Er hatte über und über genug von Wein und Spiel.  
In Rottmanns Hirn sah aber nur der eine Gedanke fest: Geld  
und immer nur Geld zu gewinnen, daß er so nötig hatte. Und  
ein paar Worte, die er seinem Vetter zuflüsterte, weckten auch  
in diesem die Gier nach dem glänzenden Metall. Seine Hände  
zitterten, seine Augen glühten, und er konnte der Versuchung  
nicht widerstehen. Auch er brauchte das elende Geld und hier  
war es so leicht zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)



Oben links: Ein Vorposten an einer verbarrikadierten Tür. — Oben rechts: Durch unsere Verbündeten erbeutete serbische Geschütze. — Mitte: Mittagsspaß eines Jägerbataillons an der Hungerabwehr-Kanone. Der neue Name für die früher benannte Gulasch-Kanone ist Hungerabwehr-Kanone, und jedem Soldaten ist es ein willkommener Augenblick, wenn dieser wichtige Wagen erscheint. — Unten: Entkommen! Eine Kriegsepisode aus Russisch-Polen, gezeichnet von Walter Spruttschödt. Einem Kriegsbrief, der über die Rettung von drei Verwundeten durch eine deutsche Patrouille berichtet, entnehmen wir folgende Schilderung: „... Zwei der Verwundeten können mit eigenen Kräften



gehen, der dritte mit Unterstützung der Patrouille. So trotten sie auf der baumlosen Straße hin. Endlich kommt ihnen ein Fuhrwerk entgegen. Das Bauerlein muß wenden, die Verwundeten werden auf den Wagen gesetzt, die Tornister dazu gelegt. Da taucht aus dem verziehenden Nebel eine Kosakenpatrouille und verschwindet wieder. Ru aber los. Das Pferd wird angetrieben. Die Pfälzer halten scharfe Umschau. Plötzlich taucht an dem dunstigen Horizont ein breites Gewimmel auf, das rasch näher kommt, immer breiter, immer beweglicher — die Kosaken. „Könnt ihr noch schießen?“ ruft einer der Pfälzer den Verwundeten zu, „dann macht euch fertig.“ Die Leute starren in das aufziehende Wetter, auf die heranbrausende Reiterwolke. Plötzlich Schüsse — Maschinengewehrfeuer... Schon stürzen die ersten Pferde auf dem linken Flügel. Und nun ist es, als ob ein Riesenschwert die Reiterchar hinmähete. Ein, zwei Minuten, dann ist alles geschehen. Wir sind gerettet.“